

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 218.

Mittwoch, den 19. September 1906.

21. Jahrgang

LOKALES

Wiesbaden, 18. September 1906.

*** Aufsichtspostkarten mit unzulässigen Ueberschriften.** Neuerdings tauchen im Postverkehr vielfach Aufsichtspostkarten auf, die mit einer den Namen des Herausgebers enthaltenden Ueberschrift, z. B. „Meiers Postkarte“, „Müller u. Söhne-Postkarte“ usw. versehen sind. Derartige Postkarten sind von den Postämtern mit Rücksicht auf die Vorschrift im § 7 III der Postordnung vom 20. März 1900, wonach die von der Privatindustrie hergestellten Postkarten zu Postkarten die Ueberschrift „Postkarte“ tragen müssen, beanstandet und nach § 18 VIII dieses Paragraphen mit dem Porto für Briefe belegt worden. Wie die Verl. N. N. hören, hat das Reichs-Postamt diese Behandlung derartiger Karten gebilligt. Maßgebend für diese Entscheidung dürfte u. a. die Erwägung gewesen sein, daß durch die Freigabe der linken vorderen Hälfte der Aufsichtspostkarten für briefliche Mitteilungen der für die postdienstliche Behandlung frei bleibende Raum ohnehin auf das Knappste beschränkt ist und daher jede weitere Beeinträchtigung dieses Raumes, wie sie durch das Hinzutreten der erwähnten, überdies für Absender und Empfänger gänzlich überflüssigen Angaben herbeigeführt wird, ferngehalten werden muß.

*** Ueber den Stand der Weinberge** melbet die „Rheinische Zeitung“ aus dem Rheingau: Die wenigen Trauben, welche noch hängen, können bei dem anhaltend schönen Wetter noch sehr gut werden. Doch ist das Quantum so gering, daß man sich kaum darüber zu freuen vermag. Der Saurewurm wüthet noch arg und wird den letzten Rest an Trauben noch um vieles schädern. Das heiße, trockene Wetter hat demselben nicht den erhofften Einhalt getan. In einzelnen Gemarkungen wurden in letzter Woche die Weinberge geschlossen. Einige Gemeinden haben von einem Weinbergsschluß ab, indem der allzuerwünschte Befehl das Verbot kaum lohnend erscheinen läßt. Das Jahr 1906 ist für das Rheingau ein Fehljahr, wie es seit langem nicht vorgekommen wurde und regt die Zeit des Herbstschlusses recht bittere Empfindungen auf. Die vor kurzem in Weisenheim stattgefundene und sehr glückliche Weinlese hat für das Rheingau eine andere Marktlage geschaffen. Die Nachfrage wird lebhafter, die Forderungen höher und die Preise steigen. Bei den bisher festgestellten Verläufen wurden ebenfalls gegen das Frühjahr wesentlich höhere Preise erzielt. Die Eigener halten sich erst zurück und warten noch ab, indem sie noch bessere Preise zu erzielen hoffen.

*** Die Victorische Kunstausstellung** schreibt uns: Bekanntlich hat sämtliche Eisenbahnschaffner Deutschlands zu einer Vereinigung zusammengetreten, die wieder aus verschiedenen großen Vereinen besteht. Als erster hat nun der Eisenbahnschaffner- und Hilfschaffner-Verein Koblenz die Anschaffung einer Halle beschlossen. Die Halle, welche bei allen Schaffnervereinen als Musterhalle gelten wird, ist bei der Victorischen Kunstausstellung Wiesbaden bestanden worden aufgrund eines Entwerfes, der großen Beifall fand.

*** Kunstsalon Vanger, Taunusstraße 6.** Neu ausgestellt: Dr. Behr, 6 Studien; Professor Ludwig Dittmann, „Spätsommerabend“; Professor Ludwig Dill, „Das weiße Moor“; O. Kasper, „Ein stiller Dorf in der Eifel“, „Felspartie in Graubünden“, „Ernteszeit in der Eifel“; Professor Carl Ernst Morawitz, 11 Gemälde; Valentin Raths, 25 Gemälde; Kollektivausstellung der freien Vereinigung der Graphiker, 60 Radierungen und Lithographien.

*** Wissenschaftlicher Vortrags- und Vortragsverein.** Die Vorträge auf Abonnements für den diesjährigen Vortragsabend in großer Zahl ein. Es beweist dies wieder, daß die Wahl der Vorträge eine glückliche war. Da letztere schon am 2. Oktober beginnen werden, empfiehlt es sich, die Bestellungen von Abonnements baldmöglichst zu bewirken. Abonnementskarten sind auch in den Buchhandlungen von H. Stadt, A. Bann und Metzky und Wülfel zu haben und kosten 3 M. für Mitglieder des Vortragsvereins und 5 M. für Nichtmitglieder.

*** Versteigerung der Villa Sicambria zu Eltville.** Am Dienstag, 25. und Mittwoch, 26. September, jeweils morgens 10 Uhr und nachmittags 3 Uhr beginnend, wird im Auftrage des gerichtlich bestellten Konkursverwalters über das Vermögen des verstorbenen Rentners Otto Willens zu Eltville dessen Villa Sicambria versteigert. Zum Ausgebot gelangen: Mobiliar und Kunstgegenstände, Antiquitäten, Silbergeschätze, Kristall, Porzellan, Bronzen, Marmorarbeiten, darunter eine Statue aus karthagischer Marmor, Jagdzimmerdeinrichtung, Gewehre, edle Pelze, Gemälde, kolorierte englische Kupferstiche und sonstige Bilder.

*** Jahresversammlung des Stolze'schen Stenographen-Vereins (S. S.).** Der Stolze'sche Stenographenverein hielt am 12. September seine diesjährige Hauptversammlung im Restaurant „Westendhof“, Schwalbacherstraße 30, ab. Dem Berichte des Vorsitzenden entnehmen wir einige Punkte. Auch im abgelaufenen Jahre ist der Verein, der im vorigen Jahre sein 50-jähriges Bestehen feierte, recht tätig gewesen für die Ausbreitung der Stenographie überhaupt, insbesondere für das System Stolze-Schrey, durch Kurse; ferner für die Weiterbildung seiner Mitglieder durch Vorträge, Übungen im Verein und in der Stenographie-Schule. Es wurden auch Kurse abgehalten in Debattenschrift und Rundschrift und zwar kostenlos für den Verein. Näheres wurden hervorgehoben die Leistungen des Mitgliedes, Herrn Schmitz, der zu Hamburg auf dem Stenographentage Stolze-Schrey den 1. Pr. in der Abteilung 320 Silben in der Minute errang. Der Verein zählt nahezu 180 Mitglieder; die Jahreseinnahmen betragen über 1100 M., die Ausgaben mehr denn 800 M., der Kostenvorrat für das neue Jahr ist auf 600 M. festgelegt. Die Bibliothek zählt mehrere hundert Bände, namentlich eine große Anzahl wissenschaftlicher Werke, daneben aber auch gute Unterhaltungsliteratur. Als Vorstandsmitglieder wurden neu- bzw. wiedergewählt die Herren: Lehrer H. Paul, 1. Vorsitzender; A. Tobi, 2. Vors.; Wollenhaupt, 1. Schriftführer; Hengel, 2. Schriftführer; Erb, Kassierer und Wagner, Bibliothekar. Für die Mitglieder sind die Übungen in der Stenographie-Schule wie früher unentgeltlich. Eine Erneuerung wird auf Beschluß der Generalversammlung eingeführt: die Errichtung von Kreiskassen. Mitglieder (jüngere), welche Bedürftigkeit und Würdigkeit nachweisen, können auf Antrag von allen Beiträgen entbunden werden und haben dann die Rechte von Mitgliedern der Jugendabteilung. Möge der sehr rührige Verein in diesem Wettbewerbe mit anderen Vereinen recht bald seine Mitgliederzahl auf 200 bringen und in gleichem Maße die Leistungen seiner Mitglieder steigern, sowie durch Kurse, Vorträge, Veranstaltungen usw. mit Beiträgen zur Verbreitung und Vertiefung der Stenographie.

*** Männerklub.** Den Beschluß der diesjährigen Sommerveranstaltungen des Männerklubs „Wiesbadener Männerklub“ bildet der kommende Sonntag nach Rimbach stattfindende große Familien-Ausflug. Im Saalbau Meister, zum Taunus, finden zur Unterhaltung Musik- und Gesangsvorträge; Tanz- und Vergnügungen sowie sonstige Ueberraschungen statt.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Von den Kunstsalons.

In Victor's Kunstsalon ist eine Anzahl Düsseldorfischer zur Ausstellung gekommen. Als ein led. Zugreisender erscheint Klinger mit seinem Weisenmädchen. Die schwarzrote Weisenmädchen ist nun einmal ein Lieblingsmotiv der niederrheinischen Künstler. Klinger hat das Stoffliche wie den Inhalt gut herausgebracht. Auch der „Sonntagnachmittag“ ist eine tüchtige Leistung. Lindemann's „Dorfschneider“ kann sich ebenfalls sehen lassen. In etwas phlegmatischer Braunmalerei steckt Hansen in seinen Landschaften. Und etwas schwer und unpersönlich wirkt Medard. Als ein wohlthuender Einschnitt schimmert Müller-Verlaas „April“ in seinem lachenden Grün frisch herein. Man freut sich an dem echten, unverfälschten, von keinem Atelierlicht getrübbten Naturton. Beachtenswertes Streben zeigen auch die Winterlandschaften von Bärger's-Dachau. Ein, wie es scheint, noch junges Talent, noch nicht ganz abgeklärt, aber nicht ohne Qualitäten.

In Vanger's Kunstsalon, wo zurzeit wegen bevorstehenden Umzugs lebhafteste Ausverkaufstätigkeit herrscht, ist eine Kollektion von Neuhoff zu sehen. Die zahlreichen Bilder sind recht verschiedenwertig. Unter den kleinen Studien findet sich — wie so oft — das bessere Arbeiten, wie die „Terrasse einer Villa“ u. a. dürften manchen Salon zu reizvollem Schmuck gereichen.



GERICHTSSAAL

Strassburger-Straße vom 17. September 1906.

Vertrag. Dem Bureaugehilfen Heinrich Sch. von hier war die Mutter gestorben. Er trug für die Bestattung Sorge und bestellte auch den Sarg, dessen Kosten der Stiefvater, der als Tagelöhner in hiesigen Diensten steht, tragen und in Raten von 5 M. dem Sch. abzahlen sollte. Der Stiefvater hielt die Zahlungen pünktlich ein, während der bei ihm wohnenden Schwester des Sch. Bedenken aufstiegen, ob der Bruder das Geld auch tatsächlich zur Bezahlung des Sarges verwende. Als nun später dem Stiefvater von dem Schreiner eine Ermahnung zuging, er möge endlich zahlen, verlangte die Schwester von dem Bruder die Quittungen über die abbezahlten Beträge. Sch. gab regelmäßig ausweichende Antworten, bis die Schwester schließlich einmal in seine Modische geistigen und eine gefälschte Quittung hervorgezogen haben soll, die heute dem Gerichte vorliegt. In einem andern Falle zeigte Sch. seiner Schwester eine Quittung über die Sargkosten im Betrage von 24 M. 50 Pf. So lautete die Anzeige, die die Schwester wegen Betruges und wegen Urkundenfälschung in 2 Fällen gegen ihren Bruder bei der Polizei erstattete. In der heutigen Verhandlung erklärte sie jedoch hinsichtlich der 2. Urkundenfälschung, daß sie die Quittung mit einer Rechnung verwechselt hatte. Der Gerichtshof sprach den Angeklagten in allen Punkten frei.

Raufhandel.

In Viebrich veranfaßte am 17. Juni d. J. ein Athletenverein in einem größeren Gasthof eine allgemein jugendliche Unterhaltung, zu der sich auch Mitglieder eines anderen Viebricher Athletenvereins einfanden. Die letzteren hängten nun im Laufe des Abends einige Mitglieder des die Unterhaltung veranfaßenden Vereins und das hat schließlich den Anlaß zu einem heftigen Streit und Raufhandel, in dessen Verlauf eine größere Zahl von Personen, einschließlich von 2 Soldaten, verletzt wurde, darunter ein Mann, der besinnungslos zusammenstürzte und sofort in das Krankenhaus gebracht werden mußte. Athlet kämpfte da wutentbrannt gegen Athlet. Es gab Faustkämpfe, aber man griff bald zu den Stöcken und zu den eisernen Gartenstühlen. Die Besiegten in diesem allzu ernstesten Wettkampfe waren Mitglieder und Freunde des festgebenden Vereins, während die Mitglieder des zweiten Vereins und ihre Freunde Sieger blieben. Leider war die Siegespalme für die Sieger mit recht unangenehmen Folgen verbunden. Denn sie wanderten wenige Tage darauf in das Untersuchungsgefängnis in Wiesbaden und zwar die Fabrikarbeiter Heinrich Fuhr, Kaspar König, Johann Janowsky, Albert Konitschke und Wilhelm Schupp. Heute hatten sie sich wegen Mißhandlung zu verurteilen. Neben ihnen ist noch der 18-jährige Arbeiter Karl Buchs angeklagt, der während der Rauferei den andern Stöße und Stöße gereicht haben soll. Der Gerichtshof sprach diesen Angeklagten frei, verurteilte jedoch den Angeklagten Fuhr zu 1 Jahre, den Angeklagten König zu 8 Monaten, den Angeklagten Konitschke zu 3 und die Angeklagten Janowsky und Schupp zu je 2 Monaten Gefängnis. Sämtliche Verurteilten befinden sich nahezu ein Vierteljahr in Untersuchungsgefängnis. Den Angeklagten König, Janowsky, Konitschke und Schupp werden je 6 Wochen der erlittenen Untersuchungsgefängnis in die Strafe eingerechnet. Bei Fuhr ist dies nicht der Fall, da er derzeit eine frühere Strafe abkämpft.

Tel. Conrad H. Schiffer, 3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Schwächliche in der Entwicklung oder beim Veranlaßung zu bleibenden: Kinder, sowie blutarme, sich mattfühlende und nervöse überarbeitete, leicht erregbare, mühsam erschlaffte Erwachsene gebrauchen als Kräftigungsmittel mit großem Erfolg Dr. Hommel's Haematogen.

Der Appetit erwacht, die geistigen und körperlichen Kräfte werden rasch gehoben, das Gesamt-Verwechslungssystem erhellt.

Man verlange jedoch ausdrücklich das echte „Dr. Hommel's“ Haematogen und lasse sich keine der vielen Nachahmungen anfreuden.

Christoph-Lack

als Fußboden-Lack bestens bewährt, sofort trocken und geruchlos, von Jedermann leicht anwendbar,

in gelbbrauner, mahagoni, auburn und eichen Farbe, frischfertig geliefert, ermäßigt, zu Gunsten der Arbeiter, ohne dieselben außer Gebrauch zu setzen, da der unangenehme Geruch und das langsame Trocknen, das der Oelfarbe und dem Oellack eigen, vermieden wird.

Franz Christoph, Berlin.

Aleynige Niederlage für Wiesbaden: Drogerie Moebus, Taunusstr. 25.

Telephon 2007.

Postenträger Portemonnaies

billigt 4453

A. Letschert, Faulbrunnstraße 10.



PUTZMITTEL SAPONIA

Gesetzlich geschützt BOEHM'S Gesetzlich geschützt

„SAPONIA“

Vorzügliches Putz- und Scheuermittel, welches die lösende Wirkung der Seife mit einer geeigneten mechanischen Reinigung verbindet und eine rasche Beseitigung von Schmutz und Fett bewirkt. SAPONIA reinigt, ohne sie anzugreifen, alle Metalle, mit Ausnahme von Gold und Silber, ferner Porzellan, Holz, Marmor, Emaille und Glas.

In der Küche: für Küchengeräte aller Art, hölzerne Küchengeräte (Tische), Teller, Messer und Gabeln.

Im Haushalt: zum Reinigen von Wäsche, Fenstern, Fliesen, Linoleumböden sowie von hell gestrichelten Türen und Fensterbänken.

Im Badezimmer: Z. Reinigen der Badewanne, sow. der Plättchen, Kacheln und dergleichen.

Im Laden: Zur Beseitigung des den Ladentischen, Marmorplatten u. Wagentischen anhaftenden Schmutzes und fettigen Überzuges.

SAPONIA

ist in folgenden Geschäften zu haben:

Backe & Esklony, gegenüb. dem Kochbrunnen
C. Brodt Nachf., Albrechtstr. 16
A. Cratz, Langgasse
Gustav Erkel, Metzgergasse
Adalbert Gärtner, Marktstr.
Walter Gelpel, Bleichstr. 7
Wilh. Graef, Webergasse 37
Wilh. Groh, Moritzstrasse 49
Carl Günther, Webergasse 24
Gebr. Kirschhöfer
Otto Lillie, Moritzstrasse 12.
W. Machenheimer, 1490/83 Bismarckring

L. D. Jung, Kirchgasse
F. H. Müller, Bismarckring 31
Drogerie Moebus, Taunusstr.
C. Portzelt, Rheinstr. 53
C. W. Poths, Langgasse
Wilh. Plies, Bismarckring
H. Roos Nachf., Metzgergasse
Otto Siebert, Marktstr. 9
Otto Schandau, Albrechtstrasse 39.
Wilh. Schild, Friedr. str. 16
Richard Seyb, Rheinstr. 82
Chr. Tauber, Kirchgasse
Carl Witzel, Michelberg 9a.

Der Landwirt.

Wochen-Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 34.

Wiesbaden, 19. September 1906.

21. Jahrgang

(Nachdruck verboten.)

Zur Hebung der Landwirtschaft.

Von C. Römer.

Es ist in letzter Zeit häufig betont worden, daß die verschiedensten Faktoren zur Hebung des Bauernstandes und ganz besonders zur Erhaltung und Hebung des sogenannten kleinen Bauernstandes endlich einmal ganz energische Mittel zu ergreifen hätten, ansonst es leicht zu spät sein könnte. Der Bauernmann hatte leider in den letzten Jahren so viele schlimme Verhältnisse und so große Feinde zu bekämpfen, daß seine Mittel mehr wie erschöpft sind. Er ist also auf fremde Hilfe angewiesen, und diese Hilfe müssen ihm Staat, Gemeinden und verschiedene Korporationen schon in ihrem eigenen Interesse ungenügend ausgiebigst gewähren; denn wenn der Bauer verarmt, dann geht der größte Teil des goldenen Mittelstandes verloren, der unter allen Umständen erhalten werden muß, ansonst alle bürgerlichen Verhältnisse außer Zug und Beiß gehen. — Gewiß kann aber auch der Bauernmann aus sich selbst manches zu machen, wenn er sich den neu geschaffenen Verhältnissen anbequemt und wohlmeinende Belehrungen annimmt. Wir werden deshalb so viel in unseren Kräften liegt fortgesetzt zur Hebung des Bauernstandes die Fäden ergreifen, um sowohl bei dem Landmann selbst, als auch bei den maßgebenden Faktoren Anregung und Anleitung zur Besserung besagter Verhältnisse zu geben. Wenn wir nun zunächst unseren Bauernleuten in dem Artikel „Bauer mehr Obst an!“ durch Herrn Dr. Herm. Blumenthal sagen ließen, wie groß die Summen sind, die alljährlich für Obst aus Deutschland herausgehen und sie zur Frage eines rationelleren Obstbaues aufforderten, so wollen wir heute einige Fingerzeige zu einer sorgfältigeren und einträglicheren Obstbaumzucht geben.

1. Vor allen Dingen ist notwendig, daß der Bauernmann darauf bedacht ist, überall da, wo immer nur ein passendes und nützlich bis jetzt noch ganz unbenutztes Plätzchen zu finden ist, Obstbäume anzupflanzen.

2. Ältere und kränkelnde Obstbäume sind ungesäumt zu entfernen und durch neue zu ersetzen. Ebenso sind solche Obstbäume zu fällen, deren Obst sich bisher als ungeeignet erwies und deren Ertragsfähigkeit im Zweifel steht.

3. Bei Neupflanzungen sind die Schlingen nur bei ganz zuverlässigen Obstbaumzüchtern zu entnehmen und nur solche Sorten zu wählen, die dem örtlichen Klima zugehen. Auch dürfen nicht zu vielerlei Sorten angepflanzt werden, weil mit weniger Sorten ein Massenverkauf leichter erzielt werden kann.

4. Die neu gepflanzten Bäume müssen alsdann wohl gepflegt und im Winter gegen Witterung geschützt werden.

5. Das Düngen der Obstbäume darf in keinem Jahre vernachlässigt werden. Hierbei ist jedesmal eine kräftige Auslockerung des Bodens weit um den Stamm herum vorzunehmen.

6. Außer Jauche und Stalldünger wird neuerdings von verschiedenen und erfahrenen Fachleuten die Düngung mit Thomasmehl warm empfohlen.

7. In allen Jahreszeiten sind die Obstbäume auf Sorgfältigkeit von Ungeziefer zu reinigen, und alljährlich sind die Äste in mäßiger Weise auszubäumen, damit einestheils Licht und Sonne in die Krone dringen kann und andererseits nicht schmerzende Auswüchse viele Nahrungssäfte unnötigerweise verbrauchen.

8. Zur rationellen Verwertung des Obstes ist die Gründung von Obstvereinen nicht dringend genug zu empfehlen. Gemeinnützige Vereine müssen sich vereinigen und periodisch sich gegenseitig belehren und besonders einen gemeinsamen Absatz erzielen.

9. Zur Vereinfachung des Obstweines darf man nur geeignete Sorten verwenden, resp. anpflanzen. Das Obst muß vollständig reifen und vor der Pressung, wo immer möglich, auf einem Grasplatz einige Tage lagern.

10. Die leider vielerorts so beliebte Verdünnung mit Wasser hat bei den allermeisten Sorten ganz zu unterbleiben.

Befolgt der Bauernmann diese wenigen Massregeln, so wird ihm ohne Zweifel der Obstbau zu einer einträglichen Einnahmequelle, wie ihm noch andere erschlossen werden müssen und erschlossen werden können. In einem weiteren Artikel werden wir das Nähere über noch andere zu erzielende Ertragsquellen beleuchten.

Der Bauernmann aber möge aus dem heutigen Ratzen Nutzen! Ungesäumt möge er Hand ans Werk legen! Niemand darf ihm die Ungunst der Zeiten Mut und Schaffensfreudigkeit rauben; denn nach Regen — und wenn dieser selbst noch lange ausbleibt — folgt auch wieder Sonnenschein!

(Nachdruck verboten.)

Ein Vorschlag.

Von Dr. Hennerlein, Querbach.

Die Stallmistwirtschaft genügt früher bei den höheren Preisen der landwirtschaftlichen Produkte; aber durch die gestiegenen Preise veranlaßt Ausfall und muß daher durch höhere Ernteerträge ersetzt werden. Das kann nur durch den sogenannten „Kunstdünger“ — besser „Handelsdünger“ — geschehen, weil die Stallmistzersetzung im ganzen nicht in dem wirklich notwendigen Maß gesteigert werden kann.

Von den drei Hauptdüngstoffen — Stickstoff, Phosphor und Kali — findet der letztgenannte die geringste Verwertung, wohl darum, weil man die Leistungen des Kali nicht wie der beiden andern Stoffe mit dem Auge abschätzen kann, da es der Landwirt ist immer noch geneigt, an dem Stand der Frucht den Wert oder Unwert eines Düngemittels erkennen zu wollen. Da kommt denn das Kali schlecht weg; denn es hat keinen derartigen Empfehlungsbrief. Still und bescheiden tut es aber nicht weniger seine Pflicht wie seine beiden Kameraden. Im Verborgenen entfaltet es seine Wirksamkeit, weil aber seine geübte Arbeit nicht durch auffallendes Wachstum an, so daß der Landwirt meint, das Kali habe nicht gewirkt. Bei der Eigentümlichkeit dieser drei Düngstoffe, daß sie in Gemeinschaft besser wirken als einzeln, wird noch viel zu wenig

gerechnet, obwohl alle Erfahrungen förmlich dahin drängen, sie gleichzeitig anzuwenden. Eine vollständig genaue Feststellung der Kaliumwirkung war bisher allerdings schwer möglich; so viel aber weiß man sicher, daß das Kali mit der Bildung von Stärken und Zucker eng zusammenhängt, also für die Entwicklung unserer Getreidefrüchte von unbestrittener Bedeutung ist. Die Notwendigkeit vermehrter Kalidüngung wird also in Gegenden eintreten, wo stärke- und zuckerhaltige Gewächse im landwirtschaftlichen Betrieb eine Hauptrolle spielen (Kartoffel- und Zuckerrübenbau).

Damit ist aber nicht gesagt, daß sie bei allen anderen Gewächsen überflüssig sei; die beiden genannten Gewächse sind nur als zwei sehr bekannte Vertreter der Kohlenhydrate enthaltenden Pflanzen angeführt.

Sandboden ist kaliarm, Lehmboden kalireich. Man hat in diesem Umstande einen einigermaßen zuverlässigen Führer für die Kaliumdüngung.

Ein weiteres Hindernis der Kaliverwendung ist das Vorhandensein von ziemlich hohen Kaliumgehalten im Stallmist. Der Kali-Handelsdünger scheint also überflüssig zu sein?

Nein! Der Landwirt vergesse nur nicht das eingangs erwähnte Ziel seiner Arbeit: Höchsterrträge! Hat er dieses Ziel im Auge, so muß er wissen, daß er es nur mittelst der genannten Düngstoffe erreicht.

Diese landwirtschaftliche Verbesserung ist aber unverhältnismäßig schwer einzuführen; ich mache daher einen vermittelnden Vorschlag:

Im Stall, auf der Miststätte und beim Ausbreiten geht dem Mist eine beträchtliche Menge Stickstoff durch Verdunstung verloren. Der Zusatz von Kali bindet diesen Stoff; er hält ihn fest, vermindert seine Verdunstung. Das Einstreuen von Kalisalz wird sich deshalb empfehlen. Bis zu 1 Kg. pro Tag und Stück Großvieh haben so viel Stickstoff des Stallmists wirksam gemacht, als in 100 Kg. Chilisalpeter enthalten ist. In Geld umgerechnet, entspricht dieser Nutzen allein — noch Abrechnung der Kalikosten — einem Wert von 20 A. pro Stück Vieh, wobei der eigene Düngewert des Kali noch nicht einmal mitgerechnet ist. Diesen Nutzen sollte sich der Landwirt nicht entgehen lassen.

Dieser Vorschlag soll aber nicht etwa das ganze Düngesystem ersetzen, sondern nur ein Behelf für die Misttrauigen sein, welche sich nur langsam die Ertragsleistungen der Landwirtschaftstheorie aneignen werden; der Aufgeklärte wird sowohl dieses Verfahren zu Hause anwenden als das Kunstdüngesystem auf seinen Feldern und Wiesen. Ein vollständiger Ersatz für die Düngung „am Platte“ kann es nie sein. Immer wieder muß betont werden: Nicht Vorehrer! Ohne diese ist eine rentable Güterbewirtschaftung nicht mehr denkbar.

Landwirtschaft.

— Moorige, schwammige und mit Moos hochbewachsene Wiesen werden durch die Aufführung von magerem Sand schon sehr verbessert. Man hat deshalb von zufälligen Verbindungen, wenn man den aufgeschwemmten Sand gleichmäßig über die Fläche verstreut, eine große Verbesserung der Wiesen bemerkt und ist so darauf geleitet worden, dem nachzugehen. Je nachdem die Wiese schwammig und feucht ist, kann sie eine stärkere Bedeckung mit Sand ertragen, und wenn diese gleich anfangs die Grasnarbe völlig zu unterdrücken scheint, so kommt letztere doch oft in demselben, noch früher in dem künftigen Jahre wieder hervor und mit besseren und dichteren Gräsern als vorher. Bei schwammigen Wiesen wird die Oberfläche dadurch nicht erhöht, sondern oft noch mehr niedergedrückt, indem der Sand die moosige Substanz zusammenpresst, sich dann durch seine eigene Schwere herabsenkt und die Zwischenräume ausfüllt. Selbst höher liegenden Wiesen mit festem Boden kann eine dünnere Bestreuung mit Sand nützlich werden, wenn sie stark bemoozt sind, weil der Sand das Moos tötet und dessen Befrugung befördert. Jedoch ist allen festen Wiesen eine fruchtbarere Erde noch zuträglich.

— Der Hauptfehler bei der Herstellung des Saatgutes besteht gewöhnlich darin, daß man nur Wert auf die Reinigung desselben von Unkrautsamen etc. legt, nicht aber auf die Auswahl der vollkommensten und schwersten Körner. Auf diese Weise muß notwendig eine Entartung der Sorte und damit eine Ertragsverminderung eintreten. Die gewöhnliche Folge ist also dann die Beschaffung anderer Sorten, die bald dasselbe Schicksal erleiden. In Verbindung damit entsteht ein bedeutender Niedergang der Felberträge und ein Zusammenbruch der verschiedenen Sorten, von denen keine einen dauernden Wert besitzt, deren Vorhandensein jedoch den Absatz der Produkte bedeutend erschwert.

— Zum Aufbewahren von Butter für mehrere Monate haben sich Holzkästen weniger bewährt als Steintöpfe. Nach dem letztere mit Salzlake gründlich ausgerieben sind, füllt man sie herart mit Butter, daß keine Hohlräume und dadurch Luftansammlungen im Innern bleiben, drückt mit dem Butterstecher die Butter glatt, und streut eine gute Hand voll Salz darüber, welches gleichmäßig in die Butter eingedrückt wird. Hierauf wird dieselbe mit Pergamentpapier und sodann mit gutem Packpapier bedeckt und darüber flüssiger Talg gegossen, wobei man darauf achtet, daß der Bogen vollständig durchtränkt und der Rand des Topfes an allen Seiten dicht verschlossen wird. (Anstatt Talg kann man auch reines, geschmolzenes Paraffin nehmen). Den so gefüllten und verschlossenen Topf stellt man in einem kühlen, luftigen Keller auf. Die Temperatur des letzteren muß zwar sehr niedrig sein, darf aber dem Gefrierpunkt des Wassers nicht zu nahe kommen, da gefrorene Butter, wie alle gefrorenen Nahrungsmittel, schnell verdirbt, sobald sie in warme Räume gebracht wird und mit der Luft in Verbindung kommt. Uebrigens hat man auch gute Resultate erzielt durch Verleben des Buttertopfes mit Gummi arabicum. Ein solcher Verschluss hat viele Vorzüge. — Endlich erwähnen wir noch, daß auch ein Verfahren Anwendung findet, die Butter in körnigem Zustande, so wie sie mit dem Sieb aus dem Butterfasse kommt, gut auszuwässern mit rein-

schmedendem, kühlen Brunnenwasser, ohne Weiteres in Steingutgefäße zu bringen und dann mit harter Salzlake zu über-schütten. Auch dieses Verfahren soll sich gut bewährt haben.

— Blaue Milch ist nicht, wie man zuweilen angenommen hat, eine Folge der unrichtigen Fütterung der Tiere, auch unmittelbar nach dem Melken nicht vorhanden, sondern die blauen Flecken entwickeln sich erst in der Milchammer, gewöhnlich am zweiten Tage, wenn der Rahm aufgeworfen wird. Diese Flecken entstehen durch einen Pilz, dessen Sporen in dem Aufbewahrungslokal in der Luft schweben, sich auf die Milch niederlassen und dort ausbreiten. Als Heilmittel wird empfohlen, alle Öffnungen des Lokales zu schließen und darin eine tüchtige Schwefelräucherung mit Schwefelschnitten oder Stangen vorzunehmen, so daß das Lokal ganz mit Schwefeldampf angefüllt wird. Nach 4–5 Stunden öffnet man Tür und Fenster und läßt die Luft durchströmen.

Weinbau und Kellerwirtschaft.

— Vorbedingungen für die Neuanlage eines Rebberges. Bei der Neuanlage von Reben muß die erste Hauptbedingung die sein, dieselben so viel als möglich der Wirkung des Sonnenlichtes, der Quelle alles Lebens, aussetzen. Es sind die-ferhalb vor allem Erhöhungen, Hügel und Abhänge der Berge zu Neuanlagen auszuwählen, und kann auch nur auf solchen mit Erfolg der Rebbau betrieben werden. Ferner hätte man sich, die Reben in zu hohen Lagen anzubauen, da hier einerseits aus Mangel an Wärme ein geringwertiges Produkt erzielt wird, andererseits stets zu befürchten ist, daß die Reben, welche bei einer Kälte von 18 Grad R. schon erfrieren, zu Grunde gehen könnten. Endlich müssen bei der Anlage solche Lagen vermieden werden, wo überhaupt häufig Frühjahrsfröste beobachtet werden. Die Wirkung von Nachfrösten zeigt sich am deutlichsten an niederen Lagen, überhaupt überall da, wo eine erhöhte Ausdünstung — Aufsteigen von Wasserdämpfen — wie z. B. auf großen Wiesenflächen, an Sümpfen und Flüssen stattfindet. Man wird also weder in niederen Lagen überhaupt, noch in der Nähe von großen Wiesenflächen, Sümpfen und Flüssen, da hier am leichtesten Nachfröste entstehen, Rebgeleise anlegen.

— Im Falle jeder Wein-, das saure, weinsäure Kali, b. i. Weinstein, ab, das der Most bekanntlich schon im aufgelösten Zustande hat. Je jünger der Wein, desto bedeutender diese Abhebung, welche natürlich eine Grenze hat, da der ältere Wein jenes Salz nicht mehr oder nur in unbedeutenden Mengen enthält. Der rohe Weinstein bildet einen Handelsartikel und wird von Drogisten gekauft und zu Brechweinstein, Weinsäure und Weinsäure verarbeitet.

— Wenn Lage oder gar Wochen lang an einem Gasse geparkt wird, so verbleicht sich stets der Wein, bekommt Koliken und Stiche. Will der kleinere Weinbesitzer sich nicht die Mühe machen, seinen Wein auf Flaschen zu ziehen, so bleibt ihm nichts anderes übrig, als entweder nachzufüllen oder den Ablauf durch eingeworfene Steine zu ersetzen.

Forstwirtschaft, Jagd und kynologie

— Um Hasen von Feldern oder Baumpflanzungen fern-zuhalten, wendet man vielfach eine Umhegung mit scharfen Dornen an. Die starktrichenden Mittel, die auch wohl empfohlen werden, helfen nicht für die Dauer. Das allerbeste Schutzmittel ist Drahtgitter; es können dazu verhältnismäßig leichte Gittere von 1 bis 1½ Millimeter Drahtstärke genommen werden. Die Maschenweite darf bis zu 6 Zentimeter betragen. Wo nur Hasen zu befürchten sind, genügt 1 Meter Höhe. Gegen Rehe usw. muß dagegen das Gitter 1½–2 Meter hoch genommen werden. Die meisten Geschäfte liefern schon abgepaßte Schutzgittere.

Niederlage Wiesbaden: Schlachthausstr. 12.

Rheinische Brauerei Mainz.



Zu haben in allen einschlägigen Geschäften!

Telephon 2108.

8185

Thüringer Hof, Ed. Zogheimer- und Schwalbacherstr. Täglich frischer Apfelmoss. Jos. Keutmann.



Nr. 218.

Mittwoch, den 19. September 1906.

21. Jahrgang.

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten)

„Die Absichten, die er hier verfolgte, waren durchaus begründet; wären Sie es nicht gewesen, so würde man sich nicht die Mühe genommen haben.“

„Fräulein Renard, bedenken Sie, was Sie behaupten,“ fiel Didier ihr scharf ins Wort. „Sie haben sich durch glatte Worte beirren lassen, Sie schenken jenem Schurken Glauben, weil er Ihnen zu Dank verpflichtet war, weil er ein Deutscher ist.“

„Und weil sie länger mit ihm verbunden ist, wie sie zugehen will,“ unterbrach seine Schwester ihn höhnisch. „Wenn der Galan ein reicher Mann würde, so hätte sie ja Vorteil davon.“

„Sie haben keine Berechtigung, mich zu beschimpfen,“ rief Leontine entrüstet. „Ich werde noch in dieser Stunde dieses Haus verlassen, und ich hoffe, Ihnen dann nie wieder zu begegnen.“

Ohne ein Wort abzuwarten, verließ sie darauf das Zimmer.

Tante Jeanette lachte höhnisch, den Lippen Didiers entfuhr ein Fluch.

„Weshalb mußtest Du Dich hineinmischen?“ fragte Didier seine Schwester wütend. „Jetzt verläßt sie uns, und wir haben das Nachsehen.“

„Es folge ihr doch, Du Narr“ erwiderte sie höhnisch. „Bedenke ihr alles, opfere ihr alles und laß Dich mit Füßen treten; aber beklage Dich nicht, wenn Du mit dem Bettelstod von Tür zu Tür wanderst. Du solltest mir danken dafür, daß ich Dich aus dieser Gefahr befreit habe. Wenn ein Mann mit grauen Haaren verliebt wird, begeht er alle möglichen Torheiten, die zu seinem Ruin führen.“

„Ach was, Dich ärgert's nur, daß —“

„Daß ich aus diesem Hause vertrieben werden soll? Nein, wahrhaftig nicht; da ich nun Deine brüderliche Liebe kenne, gehe ich aus eigenem Antriebe und überlasse Dich Deinem Schicksal. Aber einen guten Rat will ich Dir noch geben: Nimm keine junge, keine schöne Haushälterin, Du würdest bald ihr Sklave sein und hättest in Deinem eigenen Hause nichts mehr zu sagen.“

Henry Didier wanderte, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten auf und nieder. So sehr auch Haß und Wut in seinem Innern tobten, die Worte seiner Schwester verfehlten den beabsichtigten Eindruck nicht, und überdies mußte ihn die Anklage empören, die Leontine ihm ins Gesicht geschleudert hatte.

„Und wenn ich sie nun geheiratet hätte, welchen Vorwurf könntest Du mir denn daraus machen?“ sagte er mit heiserer Stimme. „Ich würde Deine Existenz sorgenfrei gestaltet haben.“

„Bah, an solche Torheiten soll ein alter Mann überhaupt nicht denken,“ unterbrach sie ihn geringschätzig, während sie ihre lange Nase lieblos, „er macht sich dadurch zum Gespötte der Leute. Hättest Du mich um Rat gefragt, so würdest Du Dir diese beschämende Niederlage gespart haben, und wäre ich nicht

rechtzeitig zwischen Euch getreten, so girrtest Du noch länger wie ein verliebter Tölpel, bis Dir schließlich die Augen geöffnet wurden.“

Didier war stehen geblieben; der Spott ärgerte ihn umso mehr, weil er sich auf nicht zu widerlegende Gründe stützte. „Und woher mußtest Du, daß sie die Verbündete Weimars war?“ fragte er.

„Ich weiß noch mehr,“ spottete sie. „Auch Cäcilie ist seine Verbündete.“

„Cäcilie?“ rief er bestürzt.

„Ich habe gestern Abend ein Gespräch der beiden Mädchen belauscht,“ fuhr sie ruhig fort; „mit dem Bruder der Gouvernante ist schon ein Komplott geschlossen, Weimar soll um jeden Preis befreit werden.“

„Möchte wissen, wie sie es anfangen wollen! Sie könnten sich die Finger garstig daran verbrennen. Aber daß Cäcilie so töricht ist, gegen mich Partei zu nehmen, das hätte ich niemals geglaubt.“

„Und doch ist es geschehen.“

„So werde ich nun auch keine Rücksicht mehr auf sie nehmen,“ sagte er mit zornbebenender Stimme; „sie soll sich meinem Willen fügen, oder ich sage mich für immer ganz von ihr los.“

Tante Jeanette nickte zustimmend. „Die beiden Mädchen müssen getrennt werden; die Gouvernante hat nie einen guten Einfluß auf Cäcilie geübt.“

„Cäcilie soll Garnier heiraten!“

„Sie wird sich weigern!“

„Wir werden sehen,“ sagte er, indem er umgestüm an der Glockenschnur zog.

„Ich lasse Fräulein Cäcilie bitten, sich unverzüglich hierher zu bemühen,“ befahl er dem eintretenden Dienstmädchen, das sich sofort wieder entfernte. „Wer mir das alles vorausgesagt hätte, als ich Leontine zum erstenmal in diesem Hause begrüßte! Parbleu, Jeanette, ich kann es noch immer nicht glauben!“

„Trotzdem die Spionin selbst es Dir vorhin mit bürren Worten gesagt hat? Hast Du denn ihre Worte nicht verstanden? Weimar soll ein Ehrenmann sein, und nur einer ehrlosen Intrigue seine Verhaftung verdanken! Ist das nicht deutlich genug?“

Henry Didier blickte starr vor sich hin, seine Zähne gruben sich tief in die Oberlippe ein. „Deutlich genug!“ nickte er. „Der Bursche hat ihr den Kopf verdreht, sie glaubt nun an seine Lüge. Aber sie sollen alle sich vor mir hüten! Wer mich angreifen will, der mag zusehen, daß er gute Waffen besitzt, sonst stoße ich ihn ohne Erbarmen unter meine Füße.“

Die Schwester zuckte die Achseln und bestete den Blick von Ungeduld auf die Tür, durch die Cäcilie eintea.

Das hochrote Gesicht und die entschlossene Miene des Mädchens ließen erkennen, daß sie von dem Vergefallenen bereits Kenntnis hatte und darüber entrüstet war.

Henry Dibler bemerkte das wohl, aber er ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Entschluß auszuführen.

„Derr Garnier will nun endlich Gewißheit haben,“ sagte er, nachdem Cäcilie kaum die Thür hinter sich geschlossen hatte, „ich habe ihm versprochen müssen, Deine Entscheidung zu fordern.“

Cäcilie senkte die Wimpern nicht; voll und ernst begegnete sie dem stehenden Blick ihres Onkels, dann festete sie die großen, schönen Augen einige Sekunden lang auf das hagere, gelbe Antlitz der Tante.

„Ich habe meine Antwort bereits früher gegeben,“ sagte sie ruhig, „bei ihr beharre ich.“

„Du weigerst Dich also, ihm das Jawort zu geben?“

„Ja! Weil ich diesen Herrn Garnier verabscheue.“

„Ah, bah, das ist kein Grund.“

„Kein Grund?“ rief Cäcilie entrüstet. „Wie kann man mir auch nur zumuten, die Gattin eines Mannes zu werden, den ich verachte?“

Henry Dibler hatte seine Wanderung durch das Zimmer wieder aufgenommen; er blieb jetzt vor dem Mädchen stehen.

„Wenn man anklagen will, muß man auch beweisen können,“ sagte er in drohendem Tone. „Was hat Garnier Dir getan, daß Du ihn verachtest?“

„Mir persönlich nichts; aber ich weiß, daß er ein Schurke ist.“

„Beweise!“

„Ja, wenn ich nur diese Beweise finden könnte; vielleicht bliebe dadurch ein Schuldloser vor dem ihm zugebachten Glend bewahrt,“ erwiderte Cäcilie mit scharfer Betonung. „Aber so streng auch jetzt noch diese Geheimnisse geschützt werden, ich hoffe zuversichtlich auf ihre einstige Enthüllung und dann mögen die Schuldbeladenen die rechte Strafe treffen.“

Das Gesicht Diblers war fahl geworden; er verstand die volle Bedeutung dieser Worte; verstohlen wechselte er mit seiner Schwester einen Blick. „Ich habe Deine albernen Launen satt,“ sagte er mit mühsam erzwungener Ruhe, „Du kennst Deine Stellung in diesem Hause, weißt, was Du uns zu verdanken hast und weißt ferner, daß ich berechtigt bin, den Gatten für Dich zu wählen. Ich habe nun meine Wahl getroffen, ich darf mir sagen, daß ich dabei nur Dein Wohl im Auge hatte; ich verlange, daß Du sie billigst und Dich fortan als die Braut Garniers betrachtest. Weigerst Du Dich aber dessen, so sehe ich darin eine Aufsehnung gegen meinen Willen, die nur zur Folge haben kann, daß ich Dich verstoße; bedenke dies wohl.“

„Ich habe das bedacht, und mir bangt nicht, meinen Weg durch das Leben zu finden,“ entgegnete Cäcilie, auf welche diese Drohung nicht den geringsten Eindruck gemacht zu haben schien. „Ich habe auch über die Gründe nachgedacht, welche Dich bestimmen, so hartnäckig auf eine Verbindung zu dringen, die mich doch nur unglücklich machen würde; ich kann nicht glauben, daß nur die Rücksicht auf mein Wohl Dich dabei leiten soll.“

„Da hast Du die Früchte ihrer Freundschaft mit der Gouvernante!“ höhnte die Tante. „Fräulein Renard hat ihr, wie man zu sagen pflegt, die Augen geöffnet.“

„Nicht durch sie geschah das, sondern durch die jüngsten Ereignisse in diesem Hause,“ fuhr Cäcilie fort, und ihr Blick streifte dabei forschend das fahle Antlitz des Onkels. „Ich vermute, daß Garnier seine Hand dabei im Spiele hatte, denn er haßt die Deutschen.“

„Genug des Gefasels!“ schnitt Dibler ihr das Wort ab. „Du hast uns wahrhaftig keinen Gefallen damit erzeigt, daß Du die beiden Deutschen in unser Haus brachtest, und wurdest, weshalb sie hier bei uns ein Unterkommen suchten —“

„Damals nicht, aber ich weiß es jetzt.“

„So wirst Du auch wissen, daß ich Dir fortan jeden Verkehr mit Fräulein Renard verbieten muß. Du bist die Braut Garniers.“

„Nein, Onkel, nicht um alle Schätze der Erde!“

„Ich verlange Gehorsam!“ brauste er auf.

„Ich muß ihn in diesem Falle verweigern! Die Folgen meines Ungehorsams werde ich zu tragen wissen, denn ich kann sie vor Gott und meinem Gewissen verantworten. Was Leontine Renard betrifft, so lasse ich mir auch in Bezug auf sie keine Vorschriften machen.“

„So tue, was Du nicht lassen kannst, aber das sage ich Dir, hast Du dieses Haus verlassen, so wird seine Thür Dir nie wieder geöffnet werden!“ schrie Dibler in maßlosem Zorne.

„Wir können auch ohne Dich fertig werden und bereuen jetzt, so viel Liebe und Güte an Dich verschwendet zu haben. Ueberlege Dir wohl, was Du tun willst; ist der erste Schritt geschehen, so kann nichts mehr rückgängig gemacht werden.“

Cäcilie verließ, ohne ein Wort zu erwidern, den Salon. Sie eilte in das Zimmer der Freundin, die eben im Begriff war, ihren Koffer zu schließen. „Ich begleite Dich,“ sagte sie

in steigender Hast. „Warte nur so lange, bis ich zusammengepackt habe, was mir gehört; auch ich bleibe nun keine Stunde länger in diesem Hause.“

„Uebereile Deinen Entschluß nicht,“ mahnte Leontine. „Du verlierst viel.“

„Ich verliere nichts!“ Cäcilie ging in ihr eigenes Zimmer, das neben dem der Freundin lag. „Bleibe ich hier, so gestehe ich, damit zu, daß ich mich als die Braut Garniers betrachten will, und solchem Lose zöge ich ohne Bedenken den Tod vor. Ich sah voraus, daß es so kommen würde; ich sagte Dir ja gestern abend schon, daß unser Gespräch belauscht worden sei; ich hörte die schleichenden Schritte Tante Jeanettes, doch Du wolltest mir nicht glauben.“

Mechanisch half Leontine die Schränke und Schubladen leeren und ihren Inhalt in einen großen Koffer packen, den sie aus Frankreich mitgebracht hatte. „Machte man Dir dieses Gespräch zum Vorwurf?“ fragte sie.

„Nicht gerade, aber es sind Aeußerungen gefallen, die meine Vermutung bestätigen. Und nun noch dieser furchtbare Verdacht gegen den Onkel, der immer festeren Boden gewinnt. Es wäre mir unmöglich, unter diesem Dache zu bleiben, wie es mir ebenfalls unmöglich ist, auf den Umgang mit Dir zu verzichten.“

„Hat man das auch von Dir gefordert?“

„Natürlich.“

„Nun, wenn es zu Deinem Glück und Frieden diene...“

„Kein Wort weiter!“ sagte Cäcilie in ihrer lebhaften Weise. „Du wirst meinen Entschluß nicht wankend machen. Sieh, hier sind meine Ersparnisse,“ fuhr sie heiter fort, während sie der Freundin ein kleines Kästchen zeigte, das sie gleich darauf in eine Reisetasche schob, „für einige Wochen reichen wir wohl aus, und bis dahin werden wir wohl Stellen gefunden haben.“

„Wir wollen mit Ferdinand beraten.“

„Fahren wir zu ihm?“

„Ich hoffe, daß wir in diesem Gasthause, in dem er wohnt, noch ein Zimmer erhalten können.“

„Fürchtest Du nicht, daß wir dadurch Deinen Bruder in Gefahr bringe? Wäre es nicht besser, wenn er Brüssel jetzt verläßt?“

„Was können sie ihm anhaben?“ Leontine zuckte die Achseln. „Ich weiß wohl, daß wir alle uns nun auf den Haß unserer Feinde gefaßt machen müssen, aber ich kann nicht fort von hier, so lange das Schicksal des Unglücklichen nicht entschieden ist.“

(Fortsetzung folgt.)



Von Haifischen verfolgt. Der englische Schoner „Viktor“ scheiterte unlängst an der Felsenküste der Insel Papataki, die zu der Gruppe der Freundschaftsinseln gehörte, und die aus fünf Leuten bestehende Mannschaft sowie der Kapitän Hardy gingen in das Boot des Schiffes. Sie hatten weder Kompaß noch Segel; mit Proviant für ein bis zwei Tage und sechs Kokosnüssen ausgerüstet, brachen sie auf und ruderten nach Papeete, Tahiti. Mehrmals war das Boot dem Sinken nahe. Von Anfang an genügten die Rationen, die jeder Mann täglich erhielt, nicht für eine einzige Mahlzeit, und da die Leute ständig rudern mußten und Tag und Nacht Wind und Wetter ausgesetzt waren und wenig Schlaf fanden, waren sie bald völlig erschöpft. Auch ihr Wasservorrat war bald zu Ende, und ohne die Milch der Kokosnüsse wären sie vor Durst verrückt geworden. Die Schrecken ihrer Lage wurden noch durch eine Schar Haifische vermehrt, die dem Boot folgten und es zum Kentern zu bringen drohten. Kapitän Hardy und seine Leute hatten ständig mit den Haien zu kämpfen, die Ruder wurden zersplittert und zerbrochen, um die Angriffe der gefräßigen Tiere zurückzuschlagen. Elf Tage gebrauchten die Seelente, um Papeete zu erreichen; die ganze Zeit über folgten die Haifische der Spur des Bootes. Die letzten beiden Tage waren die Leute so erschöpft, daß ihre Kraft oft genug nicht reichte, um die Ruder zu heben; drei wurden infolge der übermenschlichen Anstrengung wahnsinnig.

Wir bauen!

Humoristische Skizze von B. Pittweger.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Hör' ich recht, Sie wollen zum Vermieten bauen? Das haben Sie sich gewiß nicht überlegt, meine Liebe! So flüsterte eine Bekannte meiner Gattin zwei Tage später in einem Geschäft zu.

„Ja, allerdings, es ist vorteilhafter,“ wandte meine Frau schüchtern ein.

„Aber eine entsefliche Last, meine Liebe! Nein, da würde ich lieber ganz auf ein eigenes Haus verzichten. Meine Eltern hatten ein Mietshaus, ich kenne den Fall. Der Aerger hörte nicht auf: wir waren ewig am Umziehen, weil wir stets die Wohnungen beziehen mußten, für die sich gerade kein Liebhaber fand. Meine Eltern dankten Gott, als sie das Haus los waren. Ueberlegen Sie sich das ja recht, ich meine es gut mit Ihnen.“

„Sie werden doch natürlich einen Backsteinrohbau wählen?“ So ein anderer.

„Nein, wir wollten das Haus puzen lassen.“

„Dann gratulier' ich Ihnen! Alle zwei Jahre ein neuer Anstrich, sonst sieht's schäbig aus. Sie müssen viel Geld haben.“

Also Rohbau, es leuchtete mir ein.

„Rohbau? Na ja, ganz praktisch, aber gut sieht so ein Rohbau fast nie aus. Und wenn man einmal baut —“

Es war zum Tollwerden. Ich schaffte mir jetzt ein Notizbuch an, um all die guten Ratschläge aufzuschreiben, da mich mein Gedächtnis allmählich im Stich ließ.

„Wie werden Sie's mit den Defen halten? Nur Dauerbrenner selbstverständlich!“

„Ja, das wird wohl am praktischsten sein.“

„Dauerbrenner? Ich bitte Sie! Kachelöfen, nur gute Kachelöfen, das ist das einzige Wahre. Nur nicht auf diese neumodischen Sachen hereinfallen!“

Wieder ein Dilemma.

„Aber heutzutage nimmt man doch nur noch Zentralheizung. Die Anlage kostet ja freilich mehr, aber der Betrieb ist viel einfacher und kein Schmutz in den Rinnern.“

Wir wirbelte der Kopf. Aber die Heizungsfrage ist von enormer Wichtigkeit. Deshalb ließ ich mir umgehend ein Heftchen über Zentralheizung kommen. Ich mußte mich doch über die verschiedenen Systeme unterrichten. Ein Kollege traf mich beim Studium dieses Heftchens.

„Brrr, Zentralheizung! Immer wie in einem Gewächshaus. So 'ne dumpfe Wärme, und, na, den Schnupfen werden Sie alle nicht mehr los. Bei jedem Schritt auf die Straße erkälten Sie sich, weil Sie im Haus keinen Temperaturwechsel haben. Teuer ist die Geschichte auch.“

Wütend warf ich das Heft in den Papierkorb.

„Gas oder elektrisches Licht? Darüber müssen Sie sich beizeiten entscheiden, Verehrtester.“ So der Assessor, der für alle Errungenschaften der Neuzeit schwärmte.

„Keines von beiden. Wir sind sehr reichlich mit Petroleumkaminen versehen, auch unser Kronleuchter im Salon ist für Petroleum,“ so erwiderte ich etwas ängstlich. Petroleum schien mir in diesem Augenblick selbst fast zu schmeichlich.

„Na, hören Sie 'mal, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen! Wenn man heutzutage ein Haus baut, dann hat man doch geradezu die Verpflichtung, sich die Errungenschaften der modernen Technik zunutze zu machen, sein Haus zeitgemäß auszustatten. Sonst wird man unfehlbar ausgelacht.“

Wieder eine Notiz für das Büchlein der guten Ratschläge.

„Wie werden Sie's mit den Tapeten halten? Gleich tapezieren?“

„Allerdings, es ist so viel gemüthlicher.“

„So — ja freilich. Aber glauben Sie mir, die ersten Tapeten schimmeln Ihnen im ersten halben Jahr herunter, wenn nicht ganz besonders trockenes Wetter herrscht. Und selbst dann. Ich hab's erlebt bei meinem Schwager, als der baute. Lassen Sie sich raten, erst ein Anstrich mit Wasserfarbe. Es ist ja nicht so hübsch, das gebe ich gern zu, aber praktisch! Sie sparen Geld und Aerger.“

Anstrich mit Wasserfarben. Keine Tapeten — diesen Bemerkung nahm mein Buch auf. Nein, was es alles zu bedenken gab, es war entseflich! Und doch mußte ich den guten Freunden dankbar sein; Vorsicht ist zu allen Dingen nötig und beim Bauen offenbar besonders angebracht. Das hatte ich nun schon erkannt.

„Haben Sie Kontrakt mit Ihrem Unternehmer?“

So weit waren wir noch gar nicht, daran hatte ich noch gar nicht gedacht.

„Ja, das ist die Hauptsache, ein fester Kontrakt. Kostenpunkt, Bauzeit, Ausführung, alles muß bis ins einzelne festgelegt sein, sonst kommen Sie nicht aus der Aufregung heraus.“

„O, einen schriftlichen Vertrag haben Sie bei Reichmann nicht nötig. Das ist ein solider Geschäftsmann, ganz zuverlässig. Ein genauer Kostenanschlag genügt. So'n Vertrag macht nur unnütze Kosten, und vor einer Mehrforderung schützt er schließlich doch nicht.“

Wieder eine Notiz. Vertrag mit Fragezeichen.

„Nur nicht zu hohe Fensterbrüstungen, da sitzt man im Zimmer wie in einem Gefängnis,“ so meinte eine ältere, sehr neugierige Verwandte, die uns in der Zeit heimsuchte.

„Lassen Sie sich nur nicht auf so niedrige Fensterbrüstungen ein, da sitzt man in seinen vier Wänden wie auf einem Präsentierteller. Ich rate zu ziemlich hohen. Man kann dann auch so hübsche Fensterplätzchen mit einem Podium und einer altdeutschen Galerie einrichten.“ Das war die Ansicht einer jungen Frau, und meiner Gattin leuchtete sie ein, im Hinblick auf das Spinnrad der Großmutter, welches auf einem Podium mit altdeutscher Galerie wohl zur Geltung kommen würde.

„Wie hoch gedenken Sie die Zimmer zu machen?“

„Dreieinhalb Meter, meinte Reichmann.“

„Lichte Höhe?“

„Wie? Was meinen Sie?“

„Nun, die wirkliche Höhe nach Vollenbung der Räume, die Balkenlage nicht mit eingerechnet. Das ist doch ein Unterschied.“

Lichte Höhe ins Notizbuch. Natürlich, das ist ein Unterschied. Reichmann hatte einfach von Höhe gesprochen. Ich war ordentlich stolz bei dem Gedanken, wie ich ihm nächstens mit dieser sachgemäßen Frage imponieren würde. O, er sollte sehen, mit wem er's zu tun hatte. Trotz dieses Hochgefühls sah ich immer mehr ein, daß es leicht gesagt ist: wir bauen! — daß die Ausführung jedoch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist.

Ich schließ keine Nacht mehr ordentlich, meine Frau ebensowenig. Und wenn ich schlief, träumte ich von lichter Höhe, Zentralheizung, von Puz- und Rohbau, von Fachwerk und Fensterbrüstungen, und meine Frau hörte ich oft abgebrochene Worte im Schlaf murmeln: Mietshaus — elektrisch — Gas — Schweizerstil usw.

Bei Tag liefen wir in den Pausen, die unsere gütigen Besucher und Ratgeber uns ließen, in der Stadt umher, eine Wohnung zu suchen. Denn so ein Vierteljahr geht bekanntlich schnell herum. Ueberall lächelndes Aufsehn: „Sie wollen ja bauen, wie man hört. Auf so kurze Zeit — da bedauern wir!“ Ja, freilich wollten wir bauen, aber deshalb konnten wir doch nicht in der Zwischenzeit auf der Straße leben! Meine Frau ängstigte sich halbtot; ich beruhigte sie mit der Versicherung, im schlimmsten Fall würde ich einen ausrangierten Eisenbahnwagen mieten —

Nachdem die vierzehn Tage Bedenkzeit verfloßen, waren wir beide völlig erschöpft. Ich litt bereits an Wahnvorstellungen — in wachem Zustand tanzten mir fortwährend Backsteine vor den Augen umher. Und als der Baumeister mit seinen drei sauber ausgeführten Plänen kam, wurde es mir vollends wirbelig im Kopf. Ich sah ein, dazu war ich nicht geschaffen, und meine Frau auch nicht.

Um unsere Wohnung grünte es jetzt so herrlich, und drüben auf dem Spielplatz tummelten sich unsere Kinder vergnügt herum, und die Frühlingssonne schien so erquicklich in unsere südlichen Zimmer — es war zu schön! Und am Tag zuvor hatte der Hausherr mir bei einer Begegnung im Flur zugerufen: „Es ist doch schade, daß Sie ausziehen, man hatte sich so aneinander gewöhnt in all den Jahren, und eigentlich sind wir doch immer recht gut miteinander ausgekommen!“

Er hatte noch keinen Mieter, das schloß ich aus

Dieer eigentl. Verurteilung. Verschiedene Parteien hatten sich zwar zwischen die Wohnung besetzt, aber dem einen war sie zu groß, dem anderen zu klein, ein Diebhaber hatte einen Hund, was unserem Hausherrn ein Grauel war, ein anderer acht Kinder — ein noch größerer Grauel; kurz, es hatte sich offenbar noch nichts Passendes gefunden.

„Du, Frau,“ so begann ich, als Reichmann mit Hinterlassung der Pläne gegangen war, „unsere Wohnung hat mir noch nie so gut gefallen, wie jetzt. Ich glaube, wir könnten sie wieder kriegen.“

„Das wäre herrlich, dann bräuchten wir kein Haus zu bauen —“

„Und keine andere Wohnung zu mieten, Schatz!“ Und wir fielen uns gerührt in die Arme.

Nach einer halben Stunde kam ich vom Hausherrn zurück; wir hatten einen Mietkontrakt entworfen und unterzeichnet, der auf zehn Jahre lautete. Mein Notizbuch warf ich ins Feuer, und es war mir so froh zumute, als hätte ich das große Los gewonnen. Wie ein schwerer Traum lagen die letzten entsetzlichen Wochen hinter uns. Und in dieser Nacht schliefen wir beide prachtvoll. Die Krisis war vorüber — der Bazillus hatte ausgelebt, ganz entschieden!

Noch ein etwas unerfreuliches Nachspiel hatte die Geschichte. Die Rechnung des Baumeisters über gelieferte Baupläne mit zweihundert Mark. Aber das vermochte meine Freude nur ganz vorübergehend zu trüben. Nicht alle Leute kommen so billig fort bei einem Hausbau. Denn selbst wenn ich den Jahresbeitrag für die Mitgliedschaft des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs — ich trat natürlich sofort wieder aus, Mieter haben gegen einen solchen Verein keine Verpflichtung, im Gegenteil — also, selbst wenn ich diesen Betrag noch hinzurechnete, und 1 Mark 50 Pfennig für das Heften der Zentralheizung, so kamen immer nur 204 Mark 50 Pfennig heraus. Das ist nicht mehr als eine Doktorrechnung, und die bezahlt man gern nach völliger Genesung.



Wieder zum Leben erwacht. Eine furchtbare Prüfung, wie sie nur selten ein Mensch durchgemacht haben mag, erlebte der Wärter Thomas Kelly im Gefängnis-Krankenhaus Mauritius. Kelly lag sechs Tage lang in einer totenähnlichen Starre, und er erwachte erst wieder zum Leben, als er schon in die Totenkammer gebracht war. Von seinen Erlebnissen erzählt er: „Ich kam vor sieben Monaten als Bootsmann auf einem Dampfer in Mauritius an und wurde wegen Krankheit an Land geschickt. Ich nahm eine Stellung als Wärter an dem kleinen Gefängnis an, wo ich die Zellen der Verurteilten zu beaufsichtigen hatte. Im November be-

kam ich das Fieber und wurde ins Krankenhaus gebracht. Eines Tages bekam ich einen Ohnmachtsanfall, gerade als ich mich zum Mahl niedersezte. Ich fiel vom Stuhl und wurde ins Bett zurückgetragen. Fast sechs Tage lang lag ich dort bewegungslos, ohne eine Muskel zu rühren, aber ich war bei vollem Bewußtsein und wußte genau alles, was vorging. Meine Füße waren bis zu den Knöcheln warm; aber der übrige Körper war ganz kalt. Am letzten Tage, an dem ich so dalag, wurde ich entkleidet, in ein Laken gehüllt und in das kleine Totenhaus gebracht. Gerade als die beiden Aulis mich auf die Grabplatte hoben, kam ich wieder zu mir. Laut ausschreiend ließen sie mich fallen, wobei ich mir heftig den Kopf schlug. Dann rannten sie fort; einer war noch nicht ins Krankenhaus zurückgekehrt, als ich die Insel verließ. Der Gouverneur von Mauritius und seine Frau bemühten sich sehr freundlich um mich und verhalfen mir zur Ueberfahrt nach London.“



Ein drolliger Brief. Der Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, Gemahl der Prinzessin Alexandrine von Preußen, der sich alljährlich zur Badesaison am Heiligen Damm aufhielt, war ein großer Hundezüchter. U. a. hatte er sich kurz nach dem Feldzug 1870/71 junge Möpse aus England kommen lassen. Diese Tiere waren damals aus Deutschland fast ganz verschwunden. Die Gattin eines Berliner Bankiers, die die Tiere am Heiligen Damm sah, bestürmte ihren Mann, ihr doch einen jungen Mops zu schenken. Dieser, der seiner Frau gern die Freude machen wollte, wandte sich an einen großherzoglichen Lakai. Der Lakai erklärte, daß sie augenblicklich keine jungen Möpse abzugeben hätten, er riet dem Badegast aber, sich an den Kaufmann K. in einer benachbarten kleinen Stadt zu wenden. Diesem habe der Herzog im vorigen Jahre einen Hund und eine Hündin geschenkt, und dort sollten junge Tiere sein. Der Badegast schrieb an den Kaufmann — einen kleinen Materialwarenhändler — und erhielt umgehend folgende Antwort: Er. Hochwohlgeboren teile ich auf die geschätzte Anfrage mit, daß ich Ihnen den gewünschten echten jungen Mops liefern kann. Der Preis stellt sich auf Fünf und Siebenzig Mark. Dies mag Ihnen vielleicht etwas hoch erscheinen. Indessen bitte ich Sie gütigst zu berücksichtigen, daß der Mops direkt von Seiner Hoheit dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin abstammt.

Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer:

1. Stengel — Engel.
2. Kaffee — Affe — Fee.



Orthopädische Stütz-Apparate

bewährtester eigener Konstruktion,

für Kinder und Erwachsene,

ärztlich bestens empfohlen und verordnet für alle Verkrümmungen des Rückgrates, hohe Schultern, schiefe Haltung, hervortretende Schulterblätter etc. etc., in sorgfältigster, sachverständigster Anfertigung nach Mass und Anprobe, stellbar und von vorzüglichster Wirkung.

Taunusstr. 2. **P. A. Stoss.**
Telefon 227.

Spezial-Etablissement f. d. Anfertigung
von orthopädischen Apparaten und
Maschinen aller Art. 5211

Elzerhof.
Schönster Weingarten
in Mainz.
Erstklassiges
**Familien-
Restaurant**
mit kleinen Preisen, 1674
Bauhofstraße,
nahe Br. Bleiche

Aufbügeln, Reparaturen
aller Herren Garderoben besorgt
billig 8751
Franz Suszycki,
Nittelstraße 7, D., Ecke Poststr.